

Zeitschrift: Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse =
Gazetta militare svizzera

Band: 93=113 (1947)

Heft: 10

Artikel: Einige taktische Schlüsse

Autor: Nicolas / Barthell, M.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-20572>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 25.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

so viel über ihn reden gehört, dass wir die Sorge um den Rückhalt der Armee in der Seele des Volkes als stärkstes militärisches Erlebnis und vordringlichste Aufgabe mit nach Hause genommen haben. Denn das Vertrauen des Volkes in seine Armee zwingt den Soldaten zu nie versagendem Verantwortungsbewusstsein. Es lässt ihn willig Geld- und Zeitopfer bringen, harte Ausbildung und Strapazen ertragen, einsichtige Disziplin, Ein- und Unterordnung üben und schliesslich sein Leben für Glück und Freiheit des ihm vertrauenden Volkes in die Schanze schlagen.

* * *

Einige taktische Schlüsse

Von Oberstlt. i. Gst. *Nicolas*

(Uebersetzt von M. Barthell)

Um zunächst uns alle, die wir ja den Krieg nicht selbst erlebt hatten, in seine blutige Wirklichkeit, sein Grauen und die Schrecken der Schlacht einzuführen, unser allzu abstraktes Studienurteil über die Taten der Kämpfer vor Verfälschung durch unsere eigene Sicherheit zu bewahren, wenigstens unter den Schilderungen der materiellen Verluste, des ungeheuren physischen und moralischen Druckes die Entschlüsse und Handlungen der Kriegführenden nacherleben zu lassen, bemühte ich mich, in jedem Kampfsektor eine ortsansässige Persönlichkeit zu gewinnen, die uns ihr eigenes Schauen, Hören und Erleiden schildern mochte. Mit ihrem Zeugnis und durch die zur Tragödie gehäuften Ruinen der Normandie ist auch der letzte unter uns in die wirklichkeitsnahe Stimmung versetzt worden. Denken wir an die brennenden Städte, ihre unter den Bombenteppichen halbirrsinnig gewordenen Bewohner, an den Soldaten auch, über den am Hinterhang aus offenem Himmel das Feuer- und Stahlgewitter niederprasselte eh und bevor er ins Gefecht trat, dann vermögen wir uns eine, wenn auch nur blasse und nicht selbsterlebte Vorstellung davon zu machen, unter welchen wirklichen Verhältnissen der Krieg sich abspielt.

Wir mussten uns aber auch darüber klar werden, was eine moderne Armee ist. Wer bauen will, muss sein Werkzeug kennen; denn auch die Taktik wird durch die verfügbaren Mittel bestimmt, ihre

genaue Kenntnis ist unerlässlich für das Verständnis des Schlachtverlaufs. Für uns ist das umso schwieriger, als unsere eigene Armee der raschen technischen Entwicklung der Kampfmittel nicht folgen konnte und uns darum mancherlei Maschinen und Waffen, die wir vom ersten Augenblick an zu bekämpfen hätten, höchstens aus Abbildungen bekannt sind, deren Legenden auch der lebhaftesten Phantasie nur eine Krücke sein können. Die Pariser Militärparade vom 14 juillet hat uns einige Muster jener Waffen vorgeführt, die im modernen Kampf mitfechten und der eindrucksvolle Materialfriedhof von Trun hat uns mit ihrer mörderischen Wucht und der ungeheuren Schlagkraft heutiger, motorisierter und mechanisierter Armeen vertraut gemacht.

Unser stärkster Eindruck ist das vollständig veränderte Gesicht des Kampfes. Wir müssen Schema und Begriffe des Stellungskrieges vergessen. Seine Gräben und seine lückenlosen Sperrfeuer, wie sie der erste Weltkrieg lehrte und wie wir sie seither — und womöglich heute noch — übten, haben ausgespielt. Die Front, so wie wir den Begriff deuten, ist verschwunden. Ueberraschende Tatsache: man hat nicht einmal mehr Stellungen oder Schützenlöcher gegraben, die den Zorn der Flieger auf sich lenken, mit Ausnahme vielleicht einiger enger und gegen Luftaufklärung geschützter Unterstände am steilen Hinterhang. Selbst dort, wo das amtliche Kriegsbulletin von einer Erstarrung der Front spricht, gruben sich die Gegner nie ein. Die vordersten Linien blieben vielmehr beweglich, frei im Gelände. Hier vorne verloren die scheinbar so präzisen Begriffe von «defensiv» und «offensiv» ihre Starrheit. Der Verteidiger greift nicht weniger an als der Angreifer und dieser denkt nicht minder oft ans verteidigen. Man ist im Grunde zum antiken Handgemenge zurückgekehrt, in welchem sich die Gegner aufeinanderstürzen, sich lösen, um erneut anzupacken. Und diese Kampfweise ist keineswegs nur den mechanisierten Einheiten vorbehalten. Reine Infanterie-Divisionen beider Parteien — Zeuge ist die 6. Brit. Luftlande Div. — schlagen sich genau so. Es ist ein eigentlicher Patrouillen-, ein Guerilla-Krieg, auf viele Kilometer Tiefe, wobei doch gerade die 6. Brit. Airborne den eindeutigen Verteidigungsauftrag hatte, die Ostflanke des Schlachtfeldes von Caen auf den Höhen zwischen Orne und Dives zu decken.

Nicht nur diese Beweglichkeit und dieses Ineinanderfließen der Front überrascht. Ebenso erstaunlich ist auch ihre zahlenmässige Schwäche. Man muss sich vorstellen, dass sich das Niemandsland auf 1 bis 3 km Tiefe erstreckte und an seinem beidseitigen Rand lose

verzettelt, oft bis zu 2 km Distanz voneinander entfernt, die Stützpunkte liegen, die von einer Handvoll Leute gebildet werden. Die Front ist daher nichts anderes mehr als eine sehr lose und schwach besetzte Vorpostenlinie. Die Posten selbst dienen meist nur noch als Alarmglocken für die etliche Kilometer hinter ihnen bereitstehenden Stosstruppen, die auf das Zeichen einer Annäherung des Feindes sich auf ihn stürzen. In ernsteren Fällen ziehen sie sich eilig auf das Gros zurück, das dadurch vor der Ueberraschung behütet, genügend Zeit gewinnt, um den kritischen Punkt der Gefechtsbereitschaft zu erreichen und zu überschreiten. Niemand trägt Bedenken, Boden zu verlieren. Niemand setzt seinen Ehrgeiz in einen Streifen Gelände. Diese Taktik liesse sich mit dem Verhalten eines Insektes vergleichen. Es überwacht und tastet das Vorgelände ab und nimmt die Fühler rasch zurück, wenn die Gefahr naht.

Wer die wirkliche Schlacht nicht erlebt hat, könnte sich von der auffallenden *Leere der Front* beirren und von den paar Soldaten, die ihre Stützpunkte bevölkern, täuschen lassen. Im Frieden würde man sicher die Angriffskompagnien samt ihren Chefs rügen, die durch so leichte und verzettelte Kräfte einen Schutz markieren wollten; ja, sie würden sich wohl auch den Vorwurf gefallen lassen müssen, aus lauter Passivität die günstige Gelegenheit zur Infiltration des Gegners und zum Ausmanövrieren seiner Widerstandsnester verpasst zu haben. Denn ein solches Vorgehen scheint in der Tat keine Schwierigkeiten zu bieten. Und dennoch, im Krieg würde sich keiner der Gegner auf das Abenteuer einlassen, in das weitmaschige Netz der vordersten Linien hineinzulaufen, es sei denn entweder in der Form raschbeweglicher Patrouillen oder umgekehrt in der eines massiven Angriffs mit scheinbar weit übersetzten Mitteln des Luftbombardements und der Artillerie um die sporadischen Widerstandsnester auszurotten.

Diese Feststellung kann nur denjenigen verblüffen, der die *beherrschende Macht des Feuers* auf dem Schlachtfeld noch nicht begriffen hat. So lange man sie nicht erlitten hat, lässt sie sich kaum ausdenken. Ungeheuer schon bei Kriegsausbruch, hat sie sich mit der Vervielfachung der Automaten und deren erhöhter Feuergeschwindigkeit, verlängerter Schussdistanz, grösserer Kaliber, gesteigerter Durchschlags- und Explosivkraft und der phantastisch gesteigerten Dichte ihres Geschosshagels vervielfacht, wie dies namentlich das Auftreten und die unaufhörliche Vermehrung der mehrläufigen Waffen zeigt, und wie es auch für die Kanonen aller Art gilt.

Der Angreifer hat unter Opfern gelernt, dass unter diesen Feuerlawinen keine Möglichkeit besteht, in Massen in diese scheinbar weiten und leeren Frontlücken zu infiltrieren oder sich darin zu halten, wenn nicht vorgängig alle diese Feuerquellen zerstört oder neutralisiert wurden; er weiss, dass die Schwäche der Besetzung nur scheinbar ist und die mörderische Kraft des Verteidigers sich in geometrischen Progressionen gesteigert hat trotz schwächerer Bestände. Er sieht sich deshalb gezwungen, an noch weit überlegenere Feuerquellen zu appellieren, um seine Angriffe mit ebenfalls möglichst geringen Mannschaftsbeständen zum Erfolg zu bringen. Aus dieser Notwendigkeit erklären sich die gewaltigen Artilleriemassen und vor allem die in wenigen Sekunden von Hunderten und Aberhunderten fliegender Festungen ausgestreuten furchtbaren Bombenteppiche.

Doch haben wir auch Feststellungen machen können, die für unsere Armee günstig sind. Die materiellen Erfolge dieser Sintfluten von Sprengstoff — so gross ihre moralische Wirkung auch sei — blieben auf befestigte Anlagen gleich Null. Diese Tatsache wird auch in den Rapporten höchster alliierter Kommandanten bestätigt. Die Erfolge entsprachen in dieser Beziehung nie den gehegten Erwartungen. Alle Bunker — deren Solidität weder in Armierung noch in der Güte des Betons auch nur entfernt an die unsrigen herankäme — haben Tausenden von Tonnen Artilleriebeschuss und Fliegerbomben widerstanden, während die Feldbefestigungen vollkommen zerstört wurden. Und da gibt es bei uns Offiziere, die unter Berufung auf die Autorität, die ihnen ihr Grad verleiht, zu behaupten wagen, unsere Befestigungen hätten allen Wert verloren, weil sie das Feuer auf sich ziehen und zerstört würden, bevor sie ihren Zweck erfüllt hätten und unsere Truppe sie deshalb besser meide, um im Gelände in einfachen Dekungen Schutz zu suchen!

Wir haben auch gesehen, dass der Angreifer — weit entfernt von solcher Meinung — bereit war, selbst für die kleinste dieser Anlagen den allerhöchsten Preis zu zahlen. Nicht nur gewährte er beträchtliche Feuerunterstützung, er setzte auch seine wertvollsten Spezialisten ein, die er mit der Lupe ausgelesen, auf diesen Kampf hart geschult, mit raffiniertesten Waffen ausgerüstet hatte; kurz, ein feindlicher Bunker war ihm selbst seine «Commandos», seine «Rangers» wert, jene Elitetruppe, die als selbstständige Kämpfer auch in den grossen Armeen rar genug gewesen ist.

Aufwand und Schwierigkeiten der Operation für den Angreifer rechtfertigen demnach alle von uns in unsern Fortifikationen in-

vestierten Summen. — Wir wären nicht bei Trost, ihren Wert zu verleugnen, sie zu meiden oder gar zu zerstören.

Wir haben uns auch Rechnung darüber abgelegt, dass die Mechanisierung der Armeen nirgends den Infanteristen oder die Artillerie verschwinden liess, wie einst geweissagt wurde. Gewiss trägt die Infanterie in entsprechendem Gelände nicht mehr die ganze Last des Kampfes allein. Sie marschiert als «Tandem» mit den Panzern. Und der Angriff ist rasch zum Misserfolg verurteilt, wenn in diesem Gespann eine der Komponenten dem Tempo der andern nicht zu folgen vermag. Nehmen die Panzer die Spitze, säubern hinter ihnen die Schützen Ortschaften, Hecken, Widerstandsnester, die jene im Vorbeigehen nicht auskehren können; umgekehrt entwickelt sich oft der rein infanteristische Angriff dort zuerst, wo ein den Kampfswagen besonders überlegenes Objekt angepackt werden muss; die Panzer bleiben dann hinter der Fusstruppe zurück und gewähren ihr Feuerunterstützung mit ihren Kanonen. Diese Infanterie ist von der unsrigen nicht merklich verschieden.

Allein, wir haben auch Situationen auf dem Gelände studiert, die das Eingreifen der *Panzer* verunmöglichen und die immer wieder vorkommen. Die «Sandhasen» müssen dann allein mit dem Gegner fertig werden. Für solche Spezialaufgaben sehen wir dann allerdings eine ganz neuartige Infanterie an der Arbeit; eine Truppe von höchster Kampfleistung, der üblichen Infanterie weit überlegen an Ausrüstung, Bewaffnung, Ausbildung und eigenen Kampfmethoden, die ihr ermöglichen, auf die Hilfe der Panzer zu verzichten. Diese Truppe dürfte unsern Stosstrupps oder unsern Grenadieren entsprechen, deren Aufstellung bei uns den Beginn dieser Entwicklung kennzeichnet. Man muss in ihnen die Infanterie der Zukunft sehen, auf die keine Armee wird verzichten können, die wie die unsrige ohne Panzer offensiv bleiben will, obschon die Abwehrkraft der Verteidigung wesentlich erhöht wurde. Demnach werden wir auch unsere infanteristische Ausbildung und Ausrüstung auf diese Höhe bringen müssen.

Bei gleicher Gelegenheit stellten wir auch fest, dass selbst die Unmenge von Panzern von 1944 gestoppt werden konnte in einem flachen und freien Gelände, wie es sich zwischen Caen und Falaise ausbreitet. Noch 1939/40, zur Glorienzeit der Panzerdivisionen, wäre solcher Erfolg undenkbar gewesen, der neben der verbesserten Abwehrtaktik gegen Kampfswagen hauptsächlich der Waffentechnik zu verdanken ist. Die Technik ermöglichte einerseits die Einführung

und reiche Dotierung aller Kampftruppen mit leichten *Panzerabwehrwaffen* (Bazooka, Piat, Panzerfaust, Panzerschreck) für die Raketen-
geschosse mit Hohlhaftladung, welche den Infanteristen zum furcht-
baren Gegner des Panzers machte. Andererseits bot sie die weiter-
entwickelten Panzerabwehrkanonen mit Kaliber 75 oder 88 erhöhter
Anfangsgeschwindigkeit, möglichst auf Selbstfahrlafette, wie sie in
grosser Zahl entlang der Strassen der Normandie liegen. Das sind die
modernen Waffen gegen den Panzer und nicht mehr unsere Ik. oder
Tankbüchsen, und diese Waffen haben auf dem Schlachtfeld das
Gleichgewicht wieder hergestellt. Wenn auch wir dort zu gleicher
Erfolgsmöglichkeit gelangen wollen, wo sich auf unserm Boden die
Entscheidung über unsere Armee und unser Land abwickelt, was
nicht auf für Panzer unmöglichem Terrain sein muss — sicher dann
nicht, wenn wir das weite Durchzugsgebiet unseres Mittellandes sper-
ren wollen — dann bleibt uns nur ein Entschluss: Auch wir müssen
uns diese Waffen beschaffen, koste es was es wolle. Darum ist die
Einführung der panzerbrechenden Granate und unser neuester Ent-
schluss, motorisierte Panzerjäger mit 75-Kanone anzuschaffen, zu
begrüssen. Wir sichern uns dadurch eine unentbehrliche Bewaffnung,
die unsere Armee in Stand setzt, den Anforderungen des modernen
Kampfes zu genügen.

Bei dieser Gelegenheit sei auch auf das häufige und wirksame
Eingreifen der deutschen 88-*Luftabwehrkanone* in den *Panzerkampf*
hingewiesen. Sie hat unter den Panzern Furcht erregt, hat sie dezi-
miert und es gelang ihr sogar ganz allein, den Ansturm zu brechen.
Bei uns wird einer gleichen Verwendung mit der Begründung wider-
sprochen, unsere Flab sei zahlenmässig ohnehin zu schwach und
könne nicht auch noch eine zweite Aufgabe übernehmen. Die Er-
fahrung widerlegt diesen Einwand eindeutig. Die Flab kann beide
Aufgaben erfüllen: denn sie sind zeitlich voneinander getrennt! Der
Luftangriff ist längst vorbei, wenn der Kampfwagen sich in Bewe-
gung setzt und in Schussweite auftaucht. Und weil die Flab dann
wiederum nur eine Aufgabe zu lösen hat, muss sie sie auch erfüllen.
Das soll wie bisher geübt werden in unserer Armee.

Die Normandie hat uns auch die *Stärke* unseres eigenen *Geländes*
klar gemacht. Ein Fluss wie etwa der Odon bot den Panzern ein
schweres Hindernis und blieb es auch nach seiner Ueberschreitung
durch die Erschwerung des Nachschubes für die Schlacht. Wie wäre
es erst mit unseren viel breiteren, tieferen und reissenden Flüssen
zwischen oft unüberwindlichen Steilufern. Auch sonst mag mancher

sein Urteil über die Bewegungsfreiheit und Beweglichkeit des Kampfwagens im Gefecht revidiert haben. Sie lässt sich mit den bluffenden Propagandavorführungen, bei denen Mauern durchbrochen, mächtige Bäume umgekarrt, Hochwald und ausgedehnte Hecken durchkreuzt und Steilhänge überwunden werden, nicht vergleichen. Waffenplatzmäzchen halten im Kampf nicht Stand. In Wirklichkeit bewegt sich der Raupengänger mit äusserster Vorsicht. Denn jede Panne bringt ihn zu Verlust und ausserdem ist er zu wertvoll, um sich wegen Dummheiten abschiessen zu lassen, die er zur Erfüllung unhaltbarer Versprechungen ausführt und während deren er Bauch und Geschütz wehrlos zum Himmel reckt oder auf der Nase liegt. Er will im Gegenteil jeden Augenblick schussbereit sein. Darum bleibt er vor jeder, auch der geringsten Erdwelle stehen, wie an den Hecken der Normandie noch heute zu sehen ist, obschon er sie theoretisch leicht überwinden könnte, und lässt sie vom Infanteristen vorweg nehmen. Das sind Wahrheiten, die unsere eigene Position sicher stärken. Sie setzen für alle, die daran zweifeln mochten, den Wert unserer Verteidigung ins richtige Licht.

Erinnern wir uns auch dauernd, dass der Krieg, so mechanisiert er auch geworden sein mag, keineswegs den Faktor *Kampfmoral* der Truppe vermindert hat. Im Gegenteil. Denken wir an jene Küstendivision, die, bunt aus aller Herren Länder zusammengewürfelt, ohne innern Halt in Unordnung weglief, als das Stahlgewitter sich über ihr entlud und denken wir im Gegensatz dazu an jene andere Elitedivision, die zur gleichen Stunde gleiches erlitt, den niederschmetternden Eindruck aber überwand und den unmittelbar folgenden Ueberfall des Gegners abwies. Auch wir dürfen den Kampfgeist nicht vernachlässigen. Wir würden sonst unsere übrigen Anstrengungen für unsere Wehrhaftigkeit umsonst unternehmen und alle Führungskunst wäre nutzlos.

Es möchte paradox erscheinen, dass ausgerechnet wir Schweizeroffiziere, Bürger der friedliebendsten Nation, auf fremde Schlachtfelder laufen, um für einen neuen Krieg Lehren zu gewinnen. Leider ist der allgemeine Frieden durchaus nicht gesichert und Anzeichen sind genug vorhanden, die befürchten lassen, es könnte ein neuer Krieg ausgelöst werden. Wir wünschen ihn nicht und wären bereit, für seine Verhinderung unser Bestes zu leisten. Da indes die letzte Entscheidung nicht bei uns liegt, bleibt uns nichts übrig, als *wachsam* unsere eigene Sicherheit zu schaffen. Unsere *militärische Bereitschaft*, die unsere abwehrenden Berge verstärkte, hat uns bisher den Krieg

vom Leib gehalten; das ist die wichtigste Ueberzeugung, die wir aus der Normandie heim bringen. Aber geben wir uns nicht der trügerischen Hoffnung hin, unsere Anstrengungen seien nun überflüssig. Wollen wir auch künftige Gefahren meistern, muss auch künftig unsere Neutralität bewaffnet sein. Darin ruht unseres Landes Bewahrung. Unsere Landesverteidigung darf darum nicht vernachlässigt werden. Sie muss im Gegenteil die Erfahrungen der Kriegführenden auswerten, sich ihren Mitteln und ihrer Kampfweise anpassen.

Auf den normannischen Schlachtfeldern haben wir manche für uns tröstlichen und hoffnungsgewährenden Dinge gesehen. Aber wir haben auch erkannt, was nötig und was dringlich ist, die Schlagkraft unserer Armee zu verbessern. Gewiss, das wird unser Staatsbudget mit namhaften Summen belasten. Wer aber die Ruinen der Normandie durchwanderte, weiss, dass ein einziger Kampftag, den wir von unsern Grenzen nicht fern zu halten vermöchten, unser Land viel teurer käme als die Modernisierung unserer Armee. Mehr als je gilt: *si vis pacem, para bellum!*

Wir wünschen zum Wohl unserer Heimat, dass unser Volk dieser Weisheit glaube und danach handle, bevor es zu spät ist, den totalen Krieg abzuwehren.

Der Kommandant und seine Dienstchefs

Von Hptm. i. Gst. *F. Comtesse*

«Der Fourier», das offizielle Organ des schweizerischen Fourierverbandes, veröffentlichte im Februarheft des laufenden Jahrganges einen Aufsatz von Qm. Hptm. Schalcher über das Thema «Zur Rechtsstellung des Quartiermeisters, speziell zu seiner Kontrollpflicht». Da es sich dabei um ein praktisch sehr bedeutsames Diskussionsthema handelt, möchten die folgenden Zeilen einige Gedanken zu dieser Erörterung beitragen. Dabei dürfte es angezeigt sein, nicht nur vom Quartiermeister zu sprechen, sondern überhaupt grundsätzlich die Stellung des Dienstchefs ins Auge zu fassen; denn ein prinzipieller Unterschied zwischen der Stellung eines Quartiermeisters und der eines Stabsarztes z. B. besteht nicht. Oder spricht man nicht eben so oft vom «blauen» wie vom «hellgrünen» Dienstweg?